

(Nachdruck verboten.)

61 Pelle der Eroberer.

Der große Kampf.

Roman von Martin Andersen Nexø.

3.

Pelle erwachte dadurch, daß Hanne vor seinem Bett stand und ihm an der Nase zupfte und seine komischen Grimassen nachahmte. Sie war über den Boden hereingekommen. „Wo bleibst Du nur einmal ab, Du?“ sagte sie eifrig. „Wir stehen da und warten auf Dich!“

„Ich kann ja doch nicht aufstehen!“ erwiderte Pelle jämmerlich. „Piepmann ist über Nacht mit meinen Hosen ausgegangen und nicht wiedergekommen, und da habe ich mich wieder hingelegt, um zu schlafen.“ Hanne lachte, so daß es schallte. „Wenn der nun gar nicht wiederkommt? Dann mußt Du ja immer im Bett liegen, so wie Mutter Jahn.“

Da lachte Pelle auch.

„Ich weiß wirklich nicht, was ich machen soll? Ihr müßt wohl ohne mich fortgehen!“

„Nein, das tun wir nicht!“ sagte Hanne sehr bestimmt.

„Dann holen wir den Borratskorb hier herauf und decken auf dem Oberbett. Das ist ja grün. Warte mal, nun weiß ich was!“

Sie schlüpfte durch die Brettertür auf den Boden hinaus. Nach einer halben Stunde kam sie wieder und warf ein Paar gestreifte Beinkleider auf das Bett. „Ist's gefällig, Herr Rostmajor! Nun beeile Dich auch ein bißchen. Ich bin zu Leichenfußschar Marie gelaufen, da, wo sie dient, und die hat mir 'ne Alltagschuh von ihrem Herrn gegeben. Aber sie muß sie morgen früh wiederhaben, damit ihre Herrschaft nichts merkt.“

Sobald sie gegangen war, schlüpfte Pelle in die Kleider. Als er fast fertig war, hörte er ein gewaltiges Knarren in dem Holzwerk, Piepmann war im Ansegeln begriffen. Er hielt das Tau mit der einen Hand, und bei jeder Biegung der Treppe beugte er sich ein paar Mal über das Tau hinaus. Rings umher in den Vorbauten freischten die Frauenzimmer auf. Das amüsierte ihn. Sein großer ehrwürdiger Kopf strahlte in erhabener Freude. „Ach halts Maul!“ sagte er gemühtlich, sobald er Pelle erblickte. „Ach halts Maul!“ Er stellte sich in der Tür auf und stand da und gluckte.

Pelle packte ihn beim Kragen. „Wo ist meine Sonntagschuh?“ fragte er empört. Die alte hatte Piepmann an, wo aber war die neue? Piepmann sah ihn verständnislos an. Seine schlaffen Züge arbeiteten unter dem Bestreben, irgend etwas aufzugraben. Blöhhlich pfiß er. „Hose, sagst Du, Junge? Was, was? Hast Du wirklich Hose gesagt? — Also Du fragst mich, wo Deine Hose geblieben ist? Das hättest Du doch gleich sagen können! Denn siehst Du, Deine Buxe — die hab ich ja — die hab ich ja verseht!“

„Du hast meine gute Hose verseht?“ rief Pelle und ließ ihn entseht los.

„Ja, bei Gott, das hab ich getan! Du kannst ja selbst sehen, daß Du gar nicht so hitzig zu werden brauchst. — Denn mich kannst Du doch nicht auffressen. — Das klärt sich immer alles von selbst auf. Ja, das tut es. — Man muß sich bloß nicht aufregen!“

„Du bist ein Schuft von einem Dieb!“ jährie Pelle. „Ja, das bist Du!“

„Ne, ne, Kamerad, man immer ruhig Blut. Schrei Dir man nich die Lunge aus. Bei mir ist nichts zu holen. Piepmann ist ein ehrlicher Mann, will ich Dir sagen. Hier kannst Du selbst sehen! Was willst Du mir dafür geben, was?“ Er hatte den Pfandzettel aus der Tasche herausgenommen und reichte ihm Pelle totbeleidigt.

Pelle fingerte nervös an seinem Kragen herum; er war ganz außer sich vor Wut. Aber was konnte das nützen? Und nun kamen Hanne und ihre Mutter da drüben heraus. Hanne hatte einen gelben Strohhut mit breiten Bindebändern auf. Reizend sah sie aus; die Alte hatte den Korb über einen Arm. Sorgfältig schloß sie ab und steckte den Schlüssel unter die Türschwelle. Dann gingen sie voraus.

Es war nicht möglich, fertig zu werden vor diesem

Zammerlappen von Piepmann. Er ging um Pelle herum mit einem unsicheren Lächeln, guckte ihm neugierig ins Gesicht und hielt sich vorsichtig außerhalb seines Bereiches. „Bist Du böse, wie?“ sagte er tröstend, als spreche er zu einem kleinen Kinde. „Fürchterlich böse? Zum Teufel auch, was willst Du auch mit zwei Hosen, Kamrad? — Was willst Du bloß mit zwei Hosen!“ Es klang ganz verzweifelt vorwurfsvoll.

Pelle zog ein Paar breite Mädchenschuhe unter seinem Bett hervor und schlüpfte durch die Brettertür. Er drückte sich zwischen dem steilen Dach und der Rückseite der Kammer entlang, duckte unter ein paar Balken und plumpste den langen Gang hinab, der durch die Dachetage des Vorderhauses ging und Zimmer zu beiden Seiten hatte. Ein starkes Summen schlug ihm plötzlich entgegen. Die Türen all der kleinen Stuben standen nach dem langen Gang hinaus offen, der als gemeinschaftliches Wohnzimmer diente. Zanken und Plaudern und Kinderweinen kochte zusammen zu einem ohrenbetäubenden Lärm; hier war ein Leben wie in einem Bienenstock. Hier ist es eigentlich lebhaft, dachte er. Morgen ziehe ich hier hinauf! Er hatte lange darüber nachgedacht, und nun sollte es ein Ende haben mit seinem Aufenthalt bei Piepmann.

Draußen vor einer der Türen stand ein kleines elfjähriges Mädchen und putzte ein Paar plumpe Jungenschuhe; sie hatte eine Sackleinwandsschürze ganz bis unter die Achseln hinauf gebunden und trat doch noch darauf. Drinnen in der Stube gingen zwei Kinder von neun und zwölf Jahren auf und nieder, die Hände in der Tasche und mit mächtigen Schritten. Sie genossen den Sonntag. Sie waren in reinen Hemdärmeln und glichen zwei kleinen Hausvätern. Das war die „Familie“, Belles Rettungsmannschaft.

„Hier hast Du Deine Schuhe, Marie,“ sagte Pelle. „Besser konnte ich sie nicht machen!“

Sie nahm sie eifrig und betrachtete die Sohlen. Pelle hatte sie mit altem Leder ausgeflickt, sie dafür aber in der Fußhöhhlung mit schwarzem Wachs gepunkt. „Sie sind so fein geworden!“ flüsterte sie und sah ihn dankbar an. Die Jungen kamen und reichten Pelle die Hand. „Was kosten die Schuhe?“ fragte der Ältere und griff mit ernster Miene nach seinem Geldbeutel.

„Damit wollen wir lieber warten, Peter, ich hab es heute eilig,“ sagte Pelle lächelnd. „Wir schreiben es zu Neujahr auf die Rechnung.“

„Dann komme ich heute also doch noch mit den Jungen hinaus,“ sagte Marie freudestrahlend. „Und Du willst mit Hanne und ihrer Mutter in den Wald, das wissen wir recht gut.“ Hüpfend begleitete sie ihn bis an die Treppe und lachte hinunter. Heute glich sie wirklich einem Kinde, das Altkluge und Bekümmerte war wie weggeblasen. „Du kannst ja die Haupttreppe hinuntergehen,“ rief sie.

Eine enge Bodentreppe führte zu der Haupttreppe hinab, die inwendig im Hause lag und nur von den Bewohnern, die nach der Straße hinauswohnten, benutzt werden durfte. Dies war das feine Ende der „Arche“; hier wohnten alte Seebären, Marinezimmerleute und andere Leute mit festen Einnahmen. Die Handeltreibenden unten aus den Kellern, der Kohlenmann, der Eisenhändler und die Trödlerin hatten auch ihre Wohnung hier. Diese Wohnungen bestanden aus zwei herrschaftlichen Zimmern; Küche und Entree gehörten nicht dazu, aber draußen auf der Haupttreppe in der Ecke neben der Tür einer jeden Familie stand eine Abwasche mit einem kleinen Bord darüber. Wenn der Deckel darüber gelegt wurde, konnte man die Wasche auch zum Ausruhen benutzen. Es war ganz vornehm.

Die anderen waren schon bis an die Knüppelsbrücke gekommen, als er sie einholte. „Es hat ja so lange mit Dir gedauert,“ sagte Hanne und faßte ihn unter den Arm. „Wie geht es denn der „Familie“? Marie hat sich wohl über die Schuhe gefreut? Die arme Kleine, sie ist die letzten beiden Sonntage nicht ausgegangen, weil sie keine Sohlen unter den Schuhen hatte.“

„Sie hätte doch damit zu mir kommen können, ich bin ihnen ja so viel schuldig!“

„Nein, glaub nur nicht, daß sie das tut. Die „Familie“ ist stolz. Ich mußte rüber gehen und ihr den Schuh förmlich stehlen.“

„Die armen Würmer!“ sagte Frau Johnsen, „es ist wirklich rührend zu sehen, wie sie zusammen haften! Und sich durchzuschlagen wissen. — Aber warum faßt Du Belle unter den Arm, Hanne, Du meinst ja doch nichts damit.“

„Soll man durchaus was damit meinen, Mütterchen? Belle ist heute mein Herr und soll mich verteidigen.“

„Großer Gott, gegen wen soll er Dich denn verteidigen? Doch wohl höchstens gegen Dich selbst, und das ist nicht leicht.“

„Gegen eine Schar Räuber, die mich im Wald überfallen und anstarren wird. Sonst mußt Du ja eine große Summe Lösegeld herausrüden!“

„Ach, Du lieber Gott! Ich würde viel eher Geld dafür bezahlen, wenn ich Dich los werden könnte. Wenn ich überhaupt Geld hätte. — Aber habt Ihr wohl gesehen, wie blau der Himmel ist? Es ist herrlich, mit all der Sonne auf dem Rücken, die wärmt einen ganz bis ans Herz hinan.“

Beim Triangel kamen sie an einen Omnibus und rollten den Strandweg entlang. Der Wagen war voll von fröhlichen Menschen; sie saßen da und lachten über ein paar gemütliche Bürger, die schwitzen und einander dumme Witze zuwarfen. Hinter ihnen rollte sich der Staub drohend auf, blieb aber wie eine träge Wolke um die großen schwarzen Wassertonnen hängen, die gespreizt auf ihren hohen Gerüstbeinen am Wegesrande standen. Draußen auf dem Sund lagen die Boote mit ihren Segeln und kamen nicht von der Stelle. Alles feierte Sonntag.

Drinnen im Tiergarten war es kühl und frisch. Das Buchenlaub hatte noch seinen jungen Glanz und nahm sich wunderbar leicht und festlich aus zu den mächtigen hundertjährigen Stämmen. „Ei, wie schön der Wald ist!“ rief Belle. „Der ist ja wie ein Riesengreis, der sich eine junge Braut genommen hat.“ Er war noch niemals in einem richtigen Buchenwald gewesen. Man wanderte hier ja wie in einer Kirche. Umwegen von Menschen waren hier auch. Ganz Kopenhagen war auf den Beinen bei dem guten Wetter. Die Leute waren wie berauscht von dem Sonnenschein, ganz ausgelassen, und der Schall ihrer Stimmen hingte sich an den Baumkronen fest und forderte nur auf, sich Luft zu machen. Drinnen zwischen den Baumstämmen gingen Menschen umher und amüsierten sich auf eigene Faust, schlugen mit großen Zweigen um sich und schrien rüchichtslos auf, nur um ihre eigenen lauten Stimmen zu hören. Einige Männer standen da drüben am Waldesfaum und sangen im Chor; sie hatten weiße Ritzgen auf, und über die Grasebenen spazierten fröhliche Gruppen dahin, spielten Haschen oder rollten sich wie junge Käpchen im Grünen.

Frau Johnsen trabte getreulich ein paar Schritte vor ihnen her, sie war am bekanntesten hier draußen und führte an. Belle und Hanne gingen nebeneinander, ohne zu reden. Hanne war stumm und abwesend; Belle nahm ihre Hand, um sie zu veranlassen, einen Hügel hinaufzulaufen; aber sie merkte es nicht einmal, daß er sie berührte, und die Hand war schlaff und naßkalt. Sie ging wie im Schlaf, alles bei ihr war verschlossen und ausgelöscht.

„Jetzt schwärmt sie wohl!“ sagte Belle und ließ mißmutig ihre Hand los. — Sie fiel tot nieder.

Der Alte wandte sich um und sah sie mit strahlenden Augen an.

„So herrlich hat der Wald seit vielen Jahren nicht geschimmert“, sagte sie. „Nicht seit ich ein junges Mädchen war.“

Sie kamen oben bei der Eremitage an und gingen von dort aus über die Ebene wieder in den Wald hinein, bis sie an ein kleines Waldwärterhäuschen kamen, wo sie Kaffee tranken und von den mitgebrachten Butterbrotchen aßen. Dann trabten sie weiter. Frau Johnsen kam nur dies eine Mal in den Wald und wollte darum alles sehen; die Jungen erhoben Einwände, aber sie war gar nicht totzukriegen. Ihre Mädchenzeit hatte Erinnerungen hier draußen, und nach denen sah sie sich um; dann mochten die beiden sagen, was sie wollten. Waren sie es müde, ihr nachzuerennen, so fanden sie wohl ihre eigenen Wege. Aber sie folgten ihr getreulich, ermüdet sahen sie aus und gingen ein wenig stumpfsinnig einher, mehr als im Grunde erlaubt war.

Auf dem Steige nach Raabad waren nicht so viele Menschen.

„Hier ist doch noch Waldsirsamkeit, ganz wie in meiner Jugend!“ sagte die Alte. „Und schön ist es hier. So wie sich das Laub schließt, so recht ein Ort für Liebespaare. Nun setz ich mich hin und ziehe die Stiefel ein wenig aus, die Ballen fangen an, mir weh zu tun. Seht Ihr Euch man so lange ein bißchen um.“

Aber die Jungen saßen da und sahen sie an, wie sie zu ihren Füßen nieder. Sie hatte die Samaschenstiefel ausgezogen und kühlte die Ballen in dem frischen Gras, während sie dasaß und plauderte. „Warm ist es heute, die Steine fühlen sich ganz glühend an, aber Ihr beide könnt wohl gar kein Feuer fangen. Warum glöht Ihr eigentlich so? So küßt Euch doch mal im Grünen! Das schadet nichts! Und es ist so schön anzusehen!“

(Fortsetzung folgt.)

Nach zwanzig Jahren.

Von J. W. Nylander.

(Schluß.)

Uebrigens war der 10. Januar ein heißend kalter Tag mit Eisnadeln in der Luft. Das Wasser froh, und die Vertäutroffen waren wie glasiert, wenn sie durch die Lippen kamen. Zwei Mann genügten kaum, um sie festzuhalten, wenn wir am Gangspill hielten. Aber so etwas fühlt man an seiner Haut! Das läßt Merkmale fürs Leben,“ sagte ich und führte ihre feinen Finger über die alten Schwiele in meiner Hand. — „Und als wir dann endlich herauskamen und das Bugjierboot verließen, hatten wir gleich in der ersten Nacht einen steifen Südwest. In dieser Nacht bei meinem Rudertörn erwachte meine große Liebe zu dem schönsten — ich beeile mich hinzuzufügen — Fahrzeuge der Welt. Ich merkte sofort, daß ich auf ein seltenes Fahrzeug gekommen war. Es war schwer beladen, aber festtütig und geschmeidig wie ein Fischerboot. Und wie leicht trug es seine Segel, wie scharf lag es auf im Winde, und vor allem wie steuerte es!“

„Aber diese Fahrzeuge hier sehen doch auch fein und prächtig aus. Und wie wunderbar, daß sie von Frauen gesteuert werden können“, sagt meine Frau und nickt einem neuen Brahm zu, der mit einem blühenden jungen Mädchen am Ruder durch den Kanal gebracht wird.

„Die sind nichts anderes als flachgrundige Brahmie im Vergleich mit meinem scharfsieligen Fahrzeuge“, erwidere ich. „Einmal sah ich es im Trockendock, als es in Baltimore neu mit Kupfer beschlagen wurde, zwei Jahre nachdem ich an Bord kam. Es war fast unmöglich, den Blick von ihm loszureißen. Es glich einer Rajade, dem Meere entstiegen. — Eines Abends hatte endlich das Aufnageln ein Ende, und ich war Wachtmann die lange, stille Nacht hindurch. Wir hatten Vollmond, und nie kann ich vergessen, wie es da stand, als wäre es ganz in glänzendes Gold gekleidet, und wie es, je länger man hinsah, gleichsam im Mondeslicht zu schweben schien. Eine Stunde nach der anderen sah ich wie verzaubert. Kein Bauwerk kann doch auch so herrliche Linien und Proportionen haben wie solch ein vollendeter Schiffsrumpf.“

Seitdem habe ich mich nie mit diesen modernen, vieredigen, rauchenden Plattladern befremden können“, sage ich und zeige auf die Dampfbootflotille hinten im Dockbassin. „Auch bei einer anderen Gelegenheit entsinne ich mich seiner. Wir kamen nach Sidney herein in einen der schönsten Häfen, die ich je gesehen habe. Hunderte von Tiefwasserschiffen aus allen Erdteilen. Selten habe ich mich stolzer gefühlt als in dem Augenblick, wo wir in der Bight uns in die Riemen legten, um den Schiffer an Land zu rudern. Im ganzen Hafen war nicht ein Fahrzeug mit schöneren, schlankeren Linien. Wie schmale, weiße Rollen lagen die Segel an den Masten. Alles an Bord war so weiß, als wäre eben Schnee gefallen über Deckhaus, Boote und Keeling, und darunter der Rumpf dunkelgrün. Kaum konnte ich meine Augen von ihm wenden, so lange ich im Kai ruderte.“

„War Dein Schiff denn so groß wie dieses hier?“ fragt meine Frau und zeigt auf die Kohlenhull, die jetzt näher gekommen ist und nicht mehr vom Schuppen verdeckt wird. „Diese schwimmt ja so schön auf dem Wasser, wie einer von unseren schwarzen Schwänen in der Villa Borgbese.“

„Vielleicht war's etwas kleiner als dieser Schwan hier“, antworte ich. Aber indem ich fortfahre zu erzählen und mich immer mehr in die alten Erinnerungen hineinlebe, kann ich es nicht lassen, die Kohlenhull zu betrachten, die jetzt näherkommt.

Imponierend hebt sich der alte Rumpf über all den Brahmen den Kai entlang, und das stöhnende Bugjierboot unter seinem Bug gleicht einem kleinen Spielzeug. Es liegt noch immer etwas Majestätisches über dieser schwimmenden Schiffsraine. Die Kontur vom Kranbalken zum Wasser, diese reizvollste und schwierigste Linie, mit der ein Schiffsbauer zu ringen hat, ist noch wunderbar schön, wie sie sich da scharf und klar gegen den Hintergrund eines großen Frachtdampfers abzeichnet, dessen undefinierbare Farbe man auf diese Entfernung hin für ein Gemisch von Erbsensuppe und Schokolade halten könnte. Jetzt fängt die Kohlenhull an zu gieren. Die Wogenlinie wird verdunkelt. Das Majestätische ist fort. Man sieht nur noch den kreuzförmigen alten Svararisen in seiner traurigen Gebrechlichkeit und Verfalltheit.

Als sie in den Kanal kommt, ist sie so hoch, daß ihr Deck in gleicher Höhe mit dem Steinpflaster des Kais liegt. Vom Mast ist nichts mehr zu sehen, und das ganze Deck ist aufgehauen, um Löcher und Läden zu erleichtern. Einige breite, schwarze Planken über die Deckbalken gelegt, bilden den Uebergang vom Vorder-

zum Achterschiff. ... set sich noch ein Leib vor früheren Kajüte, verpömmelt und gestirbt, mit einem hohen Kamintrohr schräg durch das Stahlight gestekt.

„Wir hatten ein unvergleichlich schönes Deck“, sage ich, „aber es war auch keine kleine Arbeit, es immer in Ordnung zu halten. Jeden Morgen, den Gott werden ließ, ob im Hafen oder auf See, im Sturm oder bei gutem Wetter, wurde das Deck gespült und einmal auf jeder weiten Reise mit Steinen geschauert. Ein niedliches Geschäft! Die ganze Besatzung liegt in einer Reihe auf den Knien und reibt mit abgeschliffenen, mittelgroßen Steinen hin und her auf den Schiffsplanen. Dabei ist das Deck mit feinem Sande bestreut und wird immer naß gehalten, ein ordentlich feuchter Kram. Schließlich meint man, daß die Schultern aus den Gelenken gehen und die Kniee schieben springen mühten, dabei aber ist es äußerst stärkend, besonders für die Rückenmuskeln und gibt außerdem Appetit und guten Schlaf. Eine volle Woche pflegt dieses Scheuern zu dauern. Aber wenn dann schließlich aller Sand weggespült und das Deck, nachdem es wieder trocken, mehrere Male mit Leinöl eingerieben ist, bekommen die Planen einen herrlich warmen, gelben Ton, und jede Ader im Holz kommt zum Vorschein. Es ist eine Freude zu sehen, und mir ist's immer vorgekommen, als würde der Schritt leichter auf einem solchen Deck. Sieh nur, wie elend man diesen hier behandelt!“ sage ich, als der alte Schiffsrumpf, ohne daß man auch nur an einen Fender denkt, knirschend und knadend in den Kai einbiegt.

Ein schwarzer Mann oben auf dem Vorderteil winkt mit der Hand: Badbord! Badbord! — Und ein anderer schwarzer Gefelle achteraus am Ruder trägt das Rad nach Badbord. Die Galle könnte einem überlaufen bei einer solchen Tölpelhaftigkeit. Hier war doch rasches Handeln nötig! Ich hätte nur da stehen sollen! Der Messingbeslag des Rades glänzt in der Sonne. Es ist ein feines Rad, sicherlich noch ein Ueberrest aus besseren Tagen. Uebrigens liegt eine gewisse Vornehmheit über all dem wenigen, was sich noch vom Achterdeck findet mit seinen gedrehten Barrierestützen und hübschen Ornamenten. Aber es ist Vornehmheit unter Kohlenstaub und aufgenagelten Bretterstücken.

„Die hat einen gehörigen Schaden weg“, sage ich, vom Wagen herunterspringend und mich zu der Kette vordrängend.

Durch einen eisernen Bolzen oder eine scharfe Steinkante ist die alte Hulf an der Seite zerkratzt und die Farbe abgeschabt. Das weiße Holz scheint durch in einer langen, handbreiten Schramme. Aber wo die Stöße leichter gewesen sind, geht die Farbe nicht gleich in den schwarzen Kohlentee über, dort schimmert eine schöne, dunkelgrüne Farbe durch.

Ich bemerke jetzt auch an den Küsten, daß die Hulf ihrerzeit ein Barkschiff gewesen ist. Viele vergessene Details tauchen plötzlich vor mir auf. Die eingebaute Kajüte mit dem Niedergang an Steuerbord. Der schmale Raum zwischen Rad und Kajüte. Das Kompaßhäuschen auf dem langen Kajütendeck — ein Kompaß ist nicht mehr vorhanden, aber es muß ja einer dagestanden haben. Auf der Achterseite des Rades das kleine Deckhaus mit dem Niedergang zur Segelboje. Manches liebes Mal ist das ein guter Schutz gewesen während der langen Stunden, die man am Ruder stehen mußte. Wieviele Stunden mögen es sein, die ich da verbracht habe? — Drei Jahre nacheinander in der Nacht zum 11. Januar schneit ich ein Kreuz oben in die Deckleiste vom Deckhause, grade über der Achse des Rades.

Welche unzähligen Erinnerungen weckt nicht schon dieser kleine Fleck, gewissermaßen das einzige, was sich noch von meinem alten Fahrzeuge findet! Wie habe ich nicht hier von Hitze und Qualm gelitten unter dem Äquator, und von der durchdringenden Kälte in den Schneestürmen des Eismeres unterhalb Kap Horn! Aber auch welche stillen, wunderbaren Nachtstunden mitten zwischen den Millionen strahlender, sich spiegelnder Sterne habe ich hier vertraumt!

Ja, kein Zweifel, es muß das alte Schiff meiner fröhlichen Matrosentage sein! Und so behandelt man dich, seit du abgenutzt bist! Da muß man erleben, daß der Rudersmann mit der Pseife im Munde steht, ja, sogar seine Pseife auf das Rahagioni der Kajütendecke ausleert und auf Deck spudt! Nicht einmal deinen Namen hat man dir gelassen! Das Namenbrett ist abgerissen, und an seiner Stelle stehen ein paar fukhohe Buchstaben und einige Ziffern. — Ein numerierter Kohlenrahmen von irgendeiner Dampfschiffgesellschaft. Welche Erniedrigung!

Jetzt hat die Kohlenhulf an passiert, und die Männer haben schon angefangen, die Brücke an ihren Platz zu winden. In einer Minute ist die Passage frei. Aber jetzt habe ich unsere Abgangszeit und alles um mich her vergessen.

Ich folge dem alten Fahrzeuge den Kanal entlang. „Halloh!“ rufe ich dem Ruderer zu. „Halloh!“ Er sieht mich wohl, bemüht sich aber nicht, die Pseife aus dem Munde zu nehmen, um zu antworten. „Kapitän! Halloh, Kapitän!“ Das zieht.

„Was gibt's?“ fragt er höflich. „Sindn sich auf Ihrem Fahrzeuge einige Zeichen unter der Dachleiste des Deckhauses grade über der Radachse?“ rufe ich.

Er neigt den Kopf herunter und scheint lange zu suchen. Dann nimmt er die Pseife aus dem Munde und sagt etwas.

„Kann nichts hören!“ antwortete ich mit der Hand hinter dem Ohr.

Da tritt er einen Schritt vom Rade fort und malt mit seinem Finger in die Ruffschicht der Wand drei große, schräge Kreuze. — „Es ist mein altes Schiff“, sage ich, als ich wieder im Wagen sitze.

„Also wirklich!“ ruft meine Frau erfreut. Sie will noch etwas sagen, schweigt aber, als sie meinem Blick begegnet. —

Dann schnalzt der Kutcher mit der Zunge, um unseren Gaul in Bewegung zu bringen, und schweigend fahren wir zum Schiff.

Ein fluch Afrikas.

Vom Aberglauben im schwarzen Erdteil.

Von H. Singer.

In Äquatorialafrika, vor allem auch in großen Teilen unserer neuen Erwerbungen aus dem französischen Kongolande, wütet die Schlafkrankheit, die die Eingeborenen in Massen dahintrast und bewirkt hat, daß weite Strecken besonders im Gebiet des Sanghaströmes bereits zur nahezu menschenleeren Wüdnis geworden sind. Die Kolonialstaaten versuchen gegen die Krankheit anzulämpfen. Die Aussichten sind zwar trübe, aber ein schließlicher Erfolg ist möglich.

Eines anderen, älteren Fluches Afrikas, der Sklavenjagden und der damit verbundenen verheerenden Begleitumstände, ist man heute schon einigermaßen Herr geworden. Einigermaßen erst, denn noch steht keineswegs jeder Winkel Afrikas unter wirksamer europäischer Aufsicht; aber Erscheinungen wie etwa Samory, Rabeh, die jansibaritischen Araber und die Sultane von Baruu, Bagirmi und Wadai, gehören doch für immer der Vergangenheit an, sind künftig nicht mehr denkbar. In Kamerun und dem englischen Nigeria haben bis noch vor wenigen Jahren die mohammedanischen Fußbesultane alljährlich zu bestimmten Zeiten Sklavenjagden in den benachbarten sogenannten Heidenländern in Szene gesetzt; damit ist es heute nichts mehr. Das Schlimmste bei diesen Menschenjagden war, daß nur der geringste Teil der Ueberfallenen lebend fortgeschleppt wurde, nämlich die jungen Weiber und die Kinder. Die übrigen Gefangenen ließ man gewöhnlich über die Klingspringen. Und da die Sklavenjäger nie vergaßen, die Felder zu vernichten und das Vieh wegzutreiben, so zog Hungersnot ein, und es gingen viel mehr Menschen nebenher zugrunde, als wirklich geraubt wurden.

Nun gibt es noch einen dritten Fluch Afrikas, unter dem noch heute ungezählte seiner Bewohner dahinsinken, trotz der Kolonisationsarbeit der Weißen. Er entgeht gewöhnlich ihrer Aufmerksamkeit und erscheint nur selten als Faktor in den Rechnungen der Kolonialpolitiker; denn die Wirkungen treten nicht so offen zutage, wie etwa bei Sklavenraubzügen oder der Schlafkrankheit. Dieser Fluch ist der Aberglaube der schwarzen Menschheit, ein Aberglaube so finster, wie etwa der noch nicht weit zurückliegende Hexenglaube europäischer Völker. In der kolonialen Praxis herrscht heute der an sich ganz vernünftige Gundsatz, daß die Beamten und Offiziere sich der Eingriffe in die sozialen Verhältnisse, die Rechtsanschaungen und sonstigen inneren Angelegenheiten der Sultanate und Häuptlingschaften möglichst enthalten sollen, besonders dort, wo die europäische Herrschaft nur erst an der Oberfläche haftet. Es genügt in diesen Fällen, daß die Stämme mit einander Frieden halten, für Sicherheit sorgen und ihren Steuer- oder Arbeitsverpflichtungen gegen die Stationen leiblich nachkommen. Um das, was sie sonst tun oder dulden, pflegt man sich wenig zu kümmern. Daher kommt es, daß der Aberglaube nach wie vor Verheerungen anrichtet.

Zur Erläuterung dieses bellagenswerten Zustandes mag hier auf Beobachtungen Bezug genommen werden, die ein französischer Offizier Namens Poupard teilweise gerade in den Gegenden hat sammeln können, die durch das jüngste Kongoaabkommen deutsch geworden sind. Man weiß, daß die Franzosen ihre Kolonie Äquatorialafrika, aus der jene Kompensationen herausgeschritten sind, noch sehr wenig in der Gewalt hatten, daß sie ihnen größtenteils nur auf dem Papier gehörte, und daraus erklärt es sich leicht, daß Dinge, wie sie Poupard vor drei Jahren bekannt gab, hier sogar ganz in der Nähe der Militärstationen vorkommen konnten. Der Hauptträger des afrikanischen Aberglaubens ist der Fetischpriester mit seinem Anhang. Man verabscheut ihn im Dorfe oder Stammesbezirk und zeigt ihm doch stets ein freundliches Gesicht. Man fürchtet ihn und überhäuft ihn doch mit Gunstbezeugungen. Ihn schätzen eben seine Verbredhen; denn seine Schüler, die er allein kennt, würden ihn durch allmähliche Vernichtung des ganzen Dorfes rächen, wenn es jemand einfallen sollte, ihm zu schaden. Der Fetischpriester bedient sich keines Kriegshandwerkzeuges und hat doch eine wirksame Waffe, und die schlägt schnell, sicher und geräuschlos. Sie hinterläßt keine Blutsfeden und sonstige Spuren. Der Betroffene selbst spürt sie kaum, er leidet wenig, stirbt aber immer. Diese Waffe ist das Gift.

In der Umgegend von Libreville beobachtete Poupard beim Durchzuge durch ein Dorf eine sehr bewegte Szene, die damit schloß, daß jemand ein Getränk, das ihm gereicht wurde, zu sich nahm. Der Franzose begriff damals die Szene nicht, später wurde sie ihm erklärt. Es handelte sich einfach um die über ganz Afrika

berbereite Giftprobe, der sich ein tragendes Vergehen beschuldigt auf Veranlassung des Fetischpriesters zu unterwerfen hatte. Will der Zauberer nicht, daß der Beschuldigte stirbt, hat ihm dieser s. B. insgeheim ein ansehnliches Geschenk gemacht, so verringert er die Menge des Giftes und lenkt nachher den Verdacht auf einen anderen, der vielleicht weniger glücklich ist. In dem erwähnten Fall starb der Angeklagte nach einer Stunde, womit auch seine Schuld als erwiesen galt. Ein anderes Mal besand sich Poupard in der Zolllation Mbeto und vernahm Gestöhn aus einer Hütte, die nur 300 Schritte von der Behausung des weissen Beamten ablag. Man sagte ihm, da läge eine ganz gleichgültige kranke Frau. Tatsächlich lag darin ein von Messerstichen und Schwerthieben schrecklich zerfleischtes Weib, das schon tagelang in diesem Zustande und offenbar dem Tode nahe war. Die Europäer verbanden sie und nahmen sie mit sich, und sie kam wider Erwarten mit dem Leben davon. Und was hatte sie verbrochen? Der Gatte, der noch mehrere andere Frauen hatte, war gestorben. Während die Leiche begraben wurde, orakelte der Fetischpriester, der Tod sei kein natürlicher, sondern von einem der Weiber verschuldet worden. Sogleich stürzten sich die Männer auf die Frauen des Verstorbenen. Die eine strackelte bei der Flucht und wurde in der erwähnten Weise mißhandelt; denn sie war ohne Zweifel die Schuldige.

Die Frau ist eben in Afrika, abgesehen von den Saharastämmen, rechtloser und gefährlicher als sonstwo. In der französischen Kolonie Gabon haben sich die verbeirateten Männer ein sonderbares Ding zurecht gemacht, das sie „Bieri“ nennen und mit dem sie ihre Frauen ängstigen. Es genügt nämlich für eine Frau, ein Bieri zu sehen, um sterben zu müssen. Das Bieri ist eine zylindrische Schachtel aus Rinde, die eine oder mehrere Schädeldecken enthält, besonders von angesehenen Vorfahren der Familie oder von einem berühmten Zauberer. Diese geheimnisvolle Schachtel wird in einer verborgenen Ecke niedergelegt, auf einer Art von Altar mit häßlichen, schreckhaften Verzierungen. Sie ist der Gegenstand eines besonderen Kults und abenteuerlicher Riten, wird nur aus außergewöhnlichen Anlässen von ihrem Platze entfernt und in dringenden Fällen um Rat angegangen. Alle Frauen und Kinder müssen beim Nehen eines Bieri verschwinden. Wehe dem dem, der es aus Unachtsamkeit oder infolge einer ihm gestellten Falle gesehen hat; der Tod ist ihm gewiß. Und die Frau schwebt dabei in besonders großer Gefahr; denn ihre häuslichen Pflichten zwingen sie ja, beständig in der Nähe dieses bösen Nachbarn zu leben. Wird nun ein argwöhnischer oder launischer Ehemann gewahrt, daß seine Frau träge, ungehorsam oder gar untreu zu sein scheint, so zögert er nicht mit der Beschuldigung, sie habe einen indistinkten Blick auf das Bieri geworfen, oder richtet es mit Gift so ein, daß sie es sehen muß. Damit ist das Verbrechen konstruiert, und sie stirbt denn auch bald, sei es plötzlich oder nach einem Leiden, dessen Symptome immer dieselben sind: sie ist vergiftet worden. In einem Dorf am Muni wohnte ein Greis mit 22 Weibern, von denen einige jung und hübsch waren, und man nahm wahr, daß alle jungen Männer, die sich in der Nähe ansiedeln wollten und vielleicht auch aus dem für den Alten überflüssigen Weibereichtum Nutzen und Annehmlichkeiten zu ziehen gedachten, auf geheimnisvolle Weise starben. Sie waren vergiftet worden, sei es durch den Fetischpriester selbst, sei es durch Gift, das bei ihm gekauft worden war.

Die Bevölkerung der Gabonkolonie — es sind die Njang oder Bahuns — ist kräftig und an Geburten mangelt es nicht, und hoch sind die Dörfer dünn gesät, so daß auf den Quadratkilometer nur eine bis zwei Seelen entfallen. Aber das erklärt sich leicht: die Kinder werden geboren und sind lebenskräftig, aber die Erwachsenen sterben, verschwinden, man weiß nicht wie. Oder vielmehr, man weiß es sehr gut, aber die Furcht vor den Fetischpriestern sitzt derart tief, daß man sich gegen ihr Treiben nicht aufzulehnen wagt. In einen natürlichen Tod wollen die Eingeborenen nicht mehr glauben; sie sind vielmehr überzeugt, daß jedem Todesfall ein Verbrechen zugrunde liegt. Da muß man also den Schuldigen finden, und man ruft nach dem Zauberer, der, um nicht aus der Rolle zu fallen, ein Opfer bezeichet. So zieht jeder Todesfall unvermeidlich den Tod eines zweiten Menschen nach sich. Wie ungünstig dadurch die Bevölkerungszahl beeinflusst wird, ist klar.

Poupard glaubt, daß alle die Kriege und Krankheiten, die den schwarzen Erdteil heimgesucht haben, alle die Sklavenjagden mit ihren Schreden, alle die afrikanischen Tyrannen mit ihren Herrken nicht so viele Menschenleben gefordert hätten, wie der Zauberglaube, der in schwarze Gestalt gerade am Kongo regiere. Das ist vielleicht etwas übertrieben. Sicherlich aber ist das afrikanische Fetischwesen mit so viel verderblichen Folgen für die Reger verknüpft, daß die Kolonisatoren seinen Auswüchsen nicht minder kräftig zu Leibe gehen sollten, wie sie der Verbreitung des Alkohols oder dem Sklavenhandel entgegenzutreten. Leider wird das vorläufig nur in beschränktem Umfange möglich sein; denn es handelt sich da um ein tief in abergläubischen Vorstellungen wurzelndes Nebel, dessen Bekämpfung schwere Erschütterungen nach sich ziehen könnte.

Kleines Feuilleton.

Die Entdeckung eines vermeintlich ausgestorbenen Tiers. Die Forschungsreise, die unter der Leitung von Professor Townsend,

Verantwortl. Redakteur: Albert Wachs, Berlin. — Druck u. Verlag:

dem Direktor des Aquariums in New York nach dem Meerbusen von Kalifornien im vorigen Jahr ausgeführt worden ist, hat ein merkwürdiges Ergebnis erbracht. Das Expeditionsschiff „Albatros“ fuhr von San Diego ab und wendete sich hauptsächlich Lotungen und Untersuchungen der Leberwelt des Meeres zu. Außerdem aber wurden auch die Küsten der kalifornischen Halbinsel erforscht und wichtige Sammlungen von Säugetieren, Vögeln, Reptilien und Pflanzen angelegt. Zum größten Erstaunen der Gelehrten fanden sie auf der völlig unbewohnten Insel Guadelupe eine etwa hundert Stück starke Herde von sogenannten Elefarotoben (Mirounga), die bis dahin für gänzlich ausgestorben gehalten haben. Die ausgewachsenen Männchen dieser Gattung erreichten die gewaltige Länge von fast fünf Meter. Das Weibchen in New York erhielt sechs junge Elefantrotoben in lebendem Zustand und ist dadurch in den Besitz einer Sehenswürdigkeit gelangt, deren sich keine andere Anstalt auf der Erde rühmen kann.

Gaushwirtschaft.

Seefisch in Biersauce wird vielen, denen der herkömmliche braungekochte Karpfen unerschwinglich ist, als annehmbarer Ersatz dienen können. Es eignen sich hierzu der Seelachs oder Goldbarsch sowie Seehecht und Schellfisch. Der Fisch wird geschuppt, sehr sorgfältig gereinigt und gewaschen, aber nicht gewässert. Starke Fische werden der Länge nach gespalten, mit Ausnahme des Schwanzstückes, das ganz bleibt. Dann teilt man den Fisch in passende Querscheiben und stellt ihn eine Stunde lang eingezogen hin. Suppenwurzeln werden nudelig geschnitten und mit Zwiebelringen in Butter angebraten. Mehl wird darin glatt gerührt und soviel (süßes) Braumbier aufgefällt, und damit verköcht, daß eine dünne feinnige Sauce entsteht. Einige Gewürzkörner, wenig gestoßener Pfeffer, ein Stückchen Lorbeerblatt sowie eine halbe Zitronenscheibe und zerhacktener Pfefferkuchen wird mit der Sauce 1/2 Stunde gekocht. Dann streicht man sie durch ein Sieb und schmeckt sie mit Essig oder Zitronensaft und Zucker ab. Nun bringt man den Seefisch in kaltem Salzwasser auf schnelles Feuer und läßt ihn einmal aufkochen. Dann erst gibt man ihn in die Biersauce, kocht ihn auf, kostet nach dem Salz, fügt zwei Löffel voll Schweineblut (heim Schlächter erhältlich) an Stelle des fehlenden Fischblutes hinzu und läßt den Fisch vollends gar ziehen. Man kann den Fisch auch ohne Vorlöchen in die fertige Sauce geben, allein das vorstehend angegebene Verfahren ist mehr zu empfehlen. In dem ersten Fischsud kann man die Köpfe, die nicht mitgekocht werden, auskochen lassen und eine Fischsuppe davon bereiten. m. kt.

Physiologisches.

Die Leistungsfähigkeit des Herzens. Ein lehrreiches und anschauliches Bild von der erstaunlichen Arbeit, die das menschliche Herz zu leisten vermag, gibt die letzte Nummer der „Medizinischen Klinik“. Bekanntlich ist das Herz mit einer Pumpe zu vergleichen, indem es das Blut aus den Blutadern ansaugt und durch seine Zusammenziehung unter starkem Druck, der in der linken Herzkammer bis 200 Millimeter Quecksilberhöhe ansteigen kann, in die Schlagadern hineinpumpt. Das Herz arbeitet ungefähr 70mal in der Minute, tut also pro Stunde 4200, pro Tag 10 800 und pro Jahr gar 36 792 000 Schläge. Wenn wir die normale Dauer eines Menschenlebens auf 70 Jahre festsetzen, so hat am Ende dieses Lebens das betreffende Herz nicht weniger als zweieinhalb Milliarden Schläge getan. Durchschnittlich bringt das Herz mit jedem Schlag 100 Gramm Blut in Umlauf, also 7 Liter in der Minute, 420 Liter in der Stunde und 10 Tonnen am Tage. Dieses relativ kleine Organ, dessen Höhe 15 Zentimeter und dessen Breite 10 Zentimeter beträgt, entwickelt so jeden Tag eine Kraft, die imstande wäre, nach und nach 26 1/2 Tonne um die Höhe eines Meters oder einen Zentner um über 530 Meter zu heben. Die Blutmenge, die während eines ganzen Lebens vom Herzen in Bewegung gesetzt wird, beträgt 250 000 Liter. Da je ein Kreislauf der Gesamtblutmenge des Körpers in 24 Sekunden vollendet ist, legt das Blut im Laufe eines ganzen Tages seinen Weg 3600 mal zurück; das ergibt in einem Jahre eine und ein Drittel Million Durchströmungen. Daraus läßt sich verstehen, weshalb überaus starker Zuanpruchnahme das ganze Gefäßnetz durch die Reibung des Blutstromes an den Gefäßwänden ausgeleert ist. Wenn man noch dazu bedenkt, daß die Häufigkeit des Herzschlages durch körperliche Anstrengung oder seelische Erregung steigt und bei starker Muskelarbeit 2—5 mal größer werden kann, muß es eigentlich noch Wunder nehmen, daß die Zahl der Herzkranken nicht noch größer ist; zweifellos ein vollgültiger Beweis für die Leistungsfähigkeit und Widerstandskraft des Herzmuskels. Die Länge des Weges, den das Blut im Aderhystem durchläuft, läßt sich schwer bestimmen, da die Längen der einzelnen sich abzweigenden Gefäße zu verschieden ist. Angenommen, die Länge des Gefäßsystems betrage nur 3 Meter — sicherlich ist diese Zahl viel zu niedrig gegriffen —, so legt das Blut täglich 10,5 Kilometer, in einem Jahre mehr als 3900 Kilometer zurück. In 70 Jahren wäre die stattliche Zahl von 275 000 Kilometer erreicht, ein Weg, der der sechsfachen Länge des Erdumfangs entspräche. In der Tat ein „Rekord“, der unbedingt Bewunderung abnötigt.

Vormwärts-Verlagsdruckerei u. Verlagsanstalt Paul Singer & Co., Berlin SW.